
BUCHBESPRECHUNGEN

Andrea Komlosy: Arbeit. Eine globalhistorische Perspektive. 13. bis 21. Jahrhundert, Wien: Promedia 2014, 204 S.

Rezensiert von
Jürgen Schmidt, Berlin

Ist das Verfassen dieser Rezension Arbeit? Lohn in Form eines Honorars gibt es nicht. Die Lektüre des Buches erfolgte zum Teil in der Freizeit auf dem Balkon. Sie war anregend und gewinnbringend an Erkenntnissen. Last und Mühsal hielten sich also in Grenzen. Andererseits geschah das Verfassen des Textes überwiegend während der Arbeitszeit und am Arbeitsplatz als Teil wissenschaftlicher Arbeit, die wiederum entlohnt wurde. Ohne diesen Bezugspunkt hätte ich das Buch kaum gelesen, also doch eine Form der Pflicht und Bürde.

Um solche Spannungslinien geht es in Andrea Komlosys Buch „Arbeit. Eine globalhistorische Perspektive“: Was macht Arbeit aus? Wie entwickelten sich Konzepte, Begriffe und Wirklichkeiten von Arbeit zwischen dem Hochmittelalter und der Gegenwart? Ein breites Programm, das sich Komlosy vorgenommen hat, aber sou-

verän – wenngleich wohl unvermeidbar mit Zuspitzungen und Verallgemeinerungen – meisterte. Das Buch gliedert sich in zwei unterschiedliche Teile. Auf den ersten rund 80 Seiten geht die Autorin das Thema begriffsgeschichtlich und konzeptionell an. Im zweiten Teil schneidet sie sechs Zeitachsen und analysiert zu jeweiligen Stichjahren – 1250, 1500, 1700, 1800, 1900, 2010 – die Entwicklung der Arbeit und Arbeitsverhältnisse.

Konzeptionell geht Komlosy von einem weiten Arbeitsbegriff aus. Die Einengung auf Lohn- und Erwerbsarbeit sowie auf ein „Normalerwerbsverhältnis“ gelte es zu überwinden. Sowohl aus geschlechterspezifischer als auch aus globalgeschichtlicher Perspektive sei offensichtlich, dass Arbeit sich keineswegs in diesen Ausprägungen erschöpfe. Zahlreiche Formen der Arbeit in Haushalt, Pflege und Reproduktion würden nicht bezahlt, und manche seien auch nicht bezahlbar. Ihre zentrale Hypothese ist aber die „von der Gleichzeitigkeit und der Kombination unterschiedlicher Arbeitsverhältnisse. Die Vorstellung einer linearen oder stufenweisen Abfolge von Produktionsweisen und mit diesen verbundenen Arbeitsverhältnissen wird zurückgewiesen“ (S. 7). Neben dem von Komlosy konstatierten unbestreitbaren Vordringen von Lohnarbeit, sieht sie als parallele „Grundkonstanten“ der Arbeits-

welt „Sklaverei, Zwangsarbeit, Subsistenzarbeit“ (S. 23).

Wie es zur Durchsetzung der Vorstellung der bezahlten Erwerbsarbeit als Ideal kam, zeigt Komlosy in einem kurzen Durchgang durch die Diskursgeschichte zum Thema Arbeit von der Antike bis zur Gegenwart. Lange Zeit hätte die Unterscheidung in mühevollen Arbeit auf der einen Seite (labor, labour, Arbeit, z. B.) und Verwirklichung im Werk (opus, work, Werk) auf der anderen Seite das Spannungsverhältnis markiert. Mit der Ökonomisierung der Arbeit im 18. Jahrhundert erhielt Arbeit ihre engere Zuschreibung als Erwerbsarbeit und sinnerschöpfende, Fortschritt schaffende Kraft. Zwar habe es gegen diese liberal-ökonomische Vorstellung von sozialistischer („Entfremdung“) bis hin zu konservativer (Ökonomisierung der Gesellschaft) Seite Kritik gegeben. Doch letztlich blieb im Zentrum der Debatten ein „Arbeitsbegriff, der Arbeit mit Warenproduktion, Wertschöpfung und Tauschwert verbindet“ (S. 18).

Gegen diese „eurozentristische Meistererzählung“ bringt Komlosy zum einen die feministische Perspektive in Stellung: Sie rückte Haus- und Subsistenzarbeit, „die prinzipiell ohne Geld und ohne Markt“ (S. 53) stattfindet, ins Bewusstsein. Zum anderen eröffnete die globalgeschichtliche Perspektive die Möglichkeit, sich „auf den Eigensinn anderer Kulturen einzulassen und Sichtweisen herauszuhören [...], die vielleicht auch neue Einsichten in die europäischen Verhältnisse bringen“ (S. 24). An diese konzeptionellen Einordnungen schließen sich konkrete Untersuchungen des Wortgebrauchs „Arbeit“ im Wörterbuch der Brüder Grimm sowie im Chinesischen an, denen Komlosy eine Vorstel-

lung von „Analysekategorien“ folgen lässt. Unter anderem stellt sie „Begriffspaare zur Kategorisierung von Arbeitsverhältnissen“ – selbständig/unselbständig, frei/unfrei, ehrbar/unehrbar, freiwillig/Zwang, bezahlt/unbezahlt, formell/informell, sozial abgesichert/nicht abgesichert, organisiert/nicht organisiert – sowie „Grauzonen“ von Arbeit und Nicht-Arbeit vor. „Quer durch alle Bereiche“ liefern dagegen Kategorien wie Geschlecht, Familienstand, Alter, Ethnizität, das Verhältnis von Arbeit und Nicht-Arbeit. In dieser Breite und Vielfalt kann Komlosy in den folgenden „Zeitschnitten“ Arbeit über mehr als 700 Jahre und in globaler Perspektive nicht behandeln. Sie hätte sonst keine 200-seitige Einführung schreiben können, sondern ein viel umfassenderes Werk verfassen müssen.

Daher kommt dem letzten Abschnitt des ersten Teils eine zentrale Bedeutung für den Aufbau des zweiten Teils der Arbeit zu. Hier betont Komlosy noch einmal, dass es ihr um die Gleichzeitigkeit von unterschiedlichen „Arbeitsverhältnissen“ geht, sie, „die Haushalts-Perspektive für das Herausarbeiten von Verbindungen“ für entscheidend hält (S. 77), über Migrationsprozesse Haushalte in überörtliche Verbindungen einbezogen werden und über ungleichen Tausch und überregionale Güterketten eine „ungleiche interregionale Arbeitsteilung“ (S. 82) entstand.

So vorbereitet eilt Komlosy auf rund 15 bis 20 Seiten pro Stichjahr durch die Geschichte der Arbeitsverhältnisse. Einleitend erfolgt jeweils eine „allgemeine Charakteristik der Weltwirtschaft sowie der politischen Kräfteverhältnisse“ (S. 85), dem ausgehend von den Arbeitsverhältnissen vor Ort – in der Regel mitteleuropä-

ische Regionen – sich eine Untersuchung der überregionalen sowie großräumigen Verbindungen anschließt. Die synthetisierende Leistung ist dabei in den einzelnen Abschnitten beeindruckend. Eine wichtige Rolle spielt an der Schwelle zur Neuzeit das Verlagswesen in Komlosys Darstellung, da sich hier vielfältige Überschneidungsebenen ergaben: zwischen Männer- und Frauenarbeit, zwischen Arbeit im Haushalt und Arbeit für den Markt, Formen der Selbständigkeit und Unselbständigkeit. In der hochindustrialisierten Welt um 1900 dagegen „(drängte) der auf Erwerbsarbeit eingeschränkte, proletarische Arbeitsbegriff sich auch den Menschen in jenen Weltregionen auf, in denen das industrialistisch-kommodifizierte Arbeitsverständnis gar keine oder nur für kleine Enklaven Bedeutung hatte“ (S. 162). Wie das alternative Verständnis in den anderen Weltregionen aussah, wird allerdings nicht weiter elaboriert.

Zur gleichen Zeit um 1900 erlebte die europäische, bürgerlich geprägte Vorstellung der Familie als „Ort, an dem nicht gearbeitet wurde“ (S. 163), ihren Höhepunkt. Dabei wurde gerade an diesem Ort die Gleichzeitigkeit verschiedener Arbeitsverhältnisse sichtbar. War dieses Ideal durchaus in Arbeiterfamilien präsent, ließ es sich in der ökonomischen Wirklichkeit oft nicht umsetzen: die Mitarbeit aller Familienmitglieder war notwendig. Und im bürgerlichen Haushalt war die Gleichzeitigkeit der verschiedenen Arbeitsverhältnisse und Arbeitsvorstellungen auf engstem Raum besonders offensichtlich. Für Dienstboten, die zum Haushalt aber nicht zur Familie gehörten, war zu arbeiten „kein Makel, sondern eine Pflicht. Stillen, Wickeln, Kochen, Servieren, Empfangen,

Putzen, Spaziergehen, Spielen, Lehren war alles Arbeit, wenn es von Dienstboten verrichtet wurde. Taten es die Frauen und Töchter, geschah es aus Liebe“ (S. 163).

Für die Gegenwart schließlich betont Komlosy die „große Fragmentierung“ der Arbeitsbedingungen und Erwerbsbiografien. Das Spektrum reicht von der „sozialpartnerschaftlich sozialisierte[n] ArbeiterInnen- und Angestelltenklasse“ und den Aufsteigern und Gewinnern neuer Technologien über prekär-flexibel beschäftigte Arbeitskräfte bis hin zu Arbeitslosen und Sozialhilfeempfängern, die zu gemeinnützigen Arbeiten herangezogen werden.

Zwei Einschränkungen seien neben dem positiven Gesamteindruck erwähnt. Zum Einen: Was in ihrer „tour de force“ durch die Weltgeschichte der Arbeit in den Hintergrund gedrängt wird, ist eine stärker kulturgeschichtliche, auch ethnografisch gewichtete Herangehensweise. Während im ersten Teil diese Ansätze vorhanden sind, geraten sie im zweiten Teil der Zeitschnitte in den Hintergrund. Dort ist die Arbeit im Wesentlichen eine konzise, zuspitzende Wirtschaftsgeschichte aus dem Blickwinkel der Arbeitsverhältnisse.

Zum anderen ist trotz Komlosys Kritik an einer eurozentristischen Sichtweise auf das Thema Arbeit die europäische Dimension vorherrschend. Die Autorin räumt selbst ein, dass eine „durchgängige Multiperspektivität“ sich „nur in einem kooperativen Vorhaben realisieren“ lasse, „in welches Forschende mit Regionalkompetenzen aus allen betroffenen Weltregionen eingebunden“ wären“. Von daher ist dieser zuletzt genannte Einwand weniger eine Kritik an Komlosys Buch, sondern zeigt die bestehenden Schwierigkeiten globalgeschichtlicher Ansätze. Denn Komlosys Verdienst

ist es, eben mit der globalgeschichtlichen Herangehensweise die eigenen, zentral-europäischen Vorstellungen hinterfragt und auf ihre begrenzte Reichweite aufmerksam gemacht zu haben.

Boris Barth / Stefanie Gänger / Niels P. Petersson (Hrsg.): Globalgeschichte. Bestandsaufnahme und Perspektiven (= Globalgeschichte, Bd. 17), Frankfurt am Main: Campus 2014, 320 S.

Rezensiert von
Matthias Middell, Leipzig

Der Titel dieses äußerst inspirierenden Sammelbandes soll all diejenigen irritieren, die mit dem Singular Globalgeschichte noch immer Phantasien von der Möglichkeit eines universalhistorischen Allumfassungsanspruchs verbinden – auf Französisch wäre das Missverständnis auf den Begriff der *histoire totale* zu bringen. Dagegen machen die Herausgeber geltend, dass jede Globalgeschichte im Konkreten beginnt und sich möglichst nicht in schiefer Abstraktion verlieren soll, aber doch den globalen Charakter der zugrunde liegenden Prozesse im Auge behalten müsse. Sie gehören dem Arbeitszusammenhang der Konstanzer Forschungsstelle „Globale Prozesse“ an, die aus dem Preisgeld des Leibniz-Preises der Deutschen Forschungsgemeinschaft für Jürgen Osterhammel finanziert wird. Nicht alle arbeiten in Konstanz, sondern u.a. auch in Cambridge,

Köln, Freiburg, London, Washington, Sheffield und Zürich. Die für eine Geschichte der Weltgeschichtsschreibung in Deutschland evtl. bedeutsame Frage, ob wir es mit einer Art Osterhammel-Schule zu tun haben, bleibt halb beantwortet. Im engeren Sinne wird eine solche Identifikation strikt vermieden, im weiteren Sinne ist die Zahl der internen Referenzen auf Konzepte und Begriffe so hoch, dass zumindest von einer dichten epistemologischen Gemeinschaft und nicht nur von einem losen Diskussionszusammenhang gesprochen werden kann.

Hervorgehoben wird ein Globalisierungsbegriff, der Verflechtungen über mehrere Kontinente in den Mittelpunkt rückt, während davon abgegrenzt Globalgeschichte als „häufig nicht primär an der Analyse von Verflechtungen interessiert“ beschrieben wird (S. 10). Während also Globalisierungsgeschichte in dieser Lesart von vornherein einen Gegenstand hat, müssten Globalgeschichten „von irgendetwas“ erst noch jeweils ihr Objekt bestimmen – etwa die Musik im 20. Jh. (Martin Rempe) oder eine Geschichte des Sports (Jürgen Osterhammel). Mit John Darwin¹ wird gleichzeitig postuliert, dass eigentlich jede Geschichtsschreibung ihren Gegenstand in einem globalen Kontext situiert, auch wenn dieser nicht explizit benannt, untersucht und beschrieben wird oder gar explizit geleugnet wird, wie es bei jenen Geschichten der Fall ist, deren absolute Einzigartigkeit behauptet wird. Eine nachdrückliche Situierung im globalen Zusammenhang verlangt allerdings eine gründliche Kenntnis zumindest mehrerer Kontexte, Offenheit für die Provinzialisierung der bislang an diesen Gegenstand angelegten Begriffe und Konzepte sowie